

 VERLAG ANTJE
KUNSTMANN

Max Bronski

DER TOD BIN ICH

Thriller

Verlag Antje Kunstmann

Geometria est archetypus pulchritudinis mundi.

JOHANNES KEPLER

Die mathematische Struktur, nämlich das rationale Zahlenverhältnis als Quelle der Harmonie – das war sicher eine der folgenreichsten Entdeckungen, die in der Geschichte der Menschheit überhaupt gemacht worden sind.

WERNER HEISENBERG

Nein, sondern so unbegreiflich es der gemeinen Vernunft erscheint: du – und ebenso jedes andere bewußte Wesen für sich genommen – bist alles in allem. Darum ist dieses dein Leben, das du lebst, auch nicht ein Stück nur des Weltgeschehens, sondern in einem bestimmten Sinn das GANZE. Nur ist dieses Ganze nicht so beschaffen, daß es sich mit EINEM Blick überschauen läßt. – Das ist es bekanntlich, was die Brahmanen ausdrücken mit der heiligen, mystischen und doch eigentlich so einfachen und klaren Formel: Tat twam asi (das bist du).

ERWIN SCHRÖDINGER

TEIL I

2006

1.

Der ältere Herr war eine auffällige Erscheinung. Aufrecht wie ein Herrenreiter saß er auf seinem Hollandrad und die Rockschöße seines beigen Leinenanzugs flatterten im Wind. Mit der Hand hielt er den Strohhut fest. Seine Hosenbeine waren mit Metallklammern vor der Kette geschützt. Um die Schulter trug er ein bauchiges Futteral, in dem sich ein Fernglas befinden mochte. Er ließ dem Rad bergab freien Lauf und bog in den weitläufigen Biergarten der Ottenrainer Schlossbrauerei ein. Gelenkig stieg er von dem federgepolsterten Ledersattel. Zunächst richtete er seinen Anzug, nahm die Klammern ab und zog die Hosenbeine glatt. Dann lupfte er den Strohhut, fuhr sich durchs Haar und reihte sich in die lange Schlange der an der Schänke Wartenden ein.

Die Hitze drückte. Vom Hochstädter See her kommend suchten die Leute einen schattigen Platz im Biergarten. Eigentlich war Kaffezeit, aber ein kühles Getränk tat wohler. Manche waren in Badehosen, T-Shirt und Plastiklatschen, andere in bunten Rennsporthäuten oder eben in sonntäglichem Chic, wie der Kreis von mager gewordenen alten Damen in pastellfarbenen Kleidern und bukettgeschmückten Hüten. Um die Kastanien und die massiven, im Boden verankerten Tische herum tobten schreiend und lachend Kinder.

So fiel auch der ältere Herr nicht weiter auf, obwohl er doch ein Glas Dunkles trank, für das der Kellner in die Wirtsstube hatte gehen müssen. Am Tisch zog er einen rindsledernen Tabakbeutel aus seiner Jackettasche, entnahm ihm eine Bruyèrepfeife und stopfte sie. Rauchend studierte er die Landkarte und zwirbelte dabei seine bu-

schigen Augenbrauen. Nachdem er seine weitere Route geprüft hatte, faltete er die Karte wieder sorgfältig zusammen und steckte sie in das Futteral zurück. Mit wohlwollendem Interesse widmete er sich anschließend dem bunten Treiben um ihn herum.

Etwa eine halbe Stunde später verließ er auf seinem Rad Ottenrain und fuhr die sanft geschwungene Straße zum Wald hin. Hinter den Weizenfeldern zweigte ein Schotterweg ab. Ein Schild mit der verwitterten Aufschrift *Moosrain* wies auf ein Holzhaus hin, das an den Waldrand geschmiegt lag. Er sprang aus dem Sattel, schob das Rad und legte dabei seine Hand auf die Glocke, um ihr Anschlagen auf dem holprigen Untergrund zu dämpfen. In einiger Entfernung vom Haus stellte der Besucher sein Fahrrad am Wegesrand ab. Er hatte es bereits gewendet, sodass er nur wieder aufsteigen musste, um zur Straße zurückzufahren. Ruhigen Schritts näherte er sich dem Haus, kurz davor hielt er inne. Er stemmte die Hände in die Hüften und nahm das sich ihm bietende Bild so aufmerksam zur Kenntnis wie zuvor die Landkarte.

Die Bepflanzung vor allem fiel ihm ins Auge. Ging man geradewegs auf den Eingang zu, zeigten sich Haus und Garten von einem kompakten Bewuchs umgeben. Kam man von der Seite, sah man, dass die Bambusbuschen nicht auf einer Linie, sondern parallel gegeneinander versetzt standen und vielfach Einlass boten. Der Garten war karg und streng. Bäume mit vielfingrigem Geäst in filigraner Struktur hatte man auf Miniaturmaß heruntergeschnitten. Das satte Grün des Rasens wirkte wie eine dicht gewebte Moosfläche und wölbte sich zu sanften Buckeln auf. Ein scharfer Rand trennte das Grün von einer im Sonnenlicht fast weiß schimmernden Sandfläche, in der wie zufällig verstreut Steinbrocken lagen. Ein gebeugter alter Mann stand mittendrin und zog mit einer Harke Linien in einer Anordnung um die Steine herum, als stünden Felsen in strömendem Wasser, das sich an ihnen brach.

Vom Wipfel einer Buche flog ein Bussard auf. Mit kräftigen Flügelschlägen arbeitete er sich in den strahlend blauen Himmel empor. Dort breitete er seine Schwingen aus, ließ sich von den warmen Winden tragen und kreiste über dem Gelände. Der Besucher verfolgte aufmerksam den Flug des Raubvogels. Dann blickte er wieder auf das Haus, ohne sich von der Stelle zu bewegen. Er zögerte und tastete die Seitentaschen seines Jacketts ab. Endlich streifte er Lederhandschuhe über, die er dort aufbewahrt hielt. Damit hatte er seine Entschlossenheit wiedergewonnen. Er öffnete das Futteral, holte eine Pistole hervor, anschließend einen Schalldämpfer und schraubte ihn ohne Hast auf den Lauf. Er entsicherte die Waffe und betrat den Garten durch einen Einlass im Bambusgesträuch.

Der alte Mann blieb in seine Arbeit vertieft und nahm den Ankömmling nicht wahr. Mit einem Rechen zog er den Sand glatt und zerteilte ihn anschließend mit der Harke in Strömungslinien. Schließlich hielt er doch inne und stützte sich auf den Stiel der Harke. Er trug eine Art Kaftan und einen an den Rändern ausfransenden Strohhut. In seiner Bewegungslosigkeit wirkte er wie eine Vogelscheuche, die man dort in die Mitte gestellt hatte.

– Bertold?

Der Alte wandte sich langsam um. Obwohl seine Augen ausreichend beschattet waren, legte er die Hand an die Krempe seines Huts, um den Gast zu mustern. Unschlüssig blieb er auf seine Harke gelehnt stehen, bis ihn der andere heranwinkte. In einer seltsam anmutenden Choreografie, bei der er sich von dem Ankömmling zunächst einmal abwenden musste, um auf ihn zuzugehen, folgte er dem ausladenden Wellenkamm, den er zuvor in den Sand geharkt hatte. Schließlich stand er vor ihm und nahm ihn in Augenschein. Der Fremde schien Wert darauf zu legen, erkannt zu werden, jedenfalls zog er seinen Hut vom Kopf, um sein Gesicht im Licht zu zeigen.

– Bertold, fragte er nochmals.

Der Angesprochene wiegte den Kopf, als gäbe es Zweifel, dann nickte er. In stummer Erinnerung lief eine lange Geschichte ab. Aber auch nach dieser Vergegenwärtigung hatte er nichts mit ihm abzugelten. Erst jetzt bemerkte er die Waffe, die sein Gegenüber in der Hand hielt. Einen Moment lang flackerte Erschrecken in seinen Augen auf. Gleich darauf hatte er sich wieder unter Kontrolle, und von seiner gleichmütigen Miene war keine innere Bewegung mehr abzulesen. Er faltete die Hände und verbeugte sich wie einer, der in Demut sein Schicksal annahm. Dann drehte er sich um und kehrte ohne Hast zu der zuletzt bearbeiteten Stelle zurück. Er nahm seine Arbeit wieder auf und wies dem anderen wie zuvor den Rücken.

Als habe er Scheu, die Sandfläche zu betreten, blieb der Besucher am Rand in einer Entfernung von etwa fünf Metern stehen. Er hob die Waffe und zielte. Die Kugel traf den Nacken. Der Getroffene schwankte, wollte nach hinten zurückweichen, um nicht in seine Wellenzeichnung zu fallen. Schließlich kippte er doch kopfüber nach vorne. Das aus der Wunde strömende Blut sickerte in den Sand.

In der Ferne bellte ein Hund.

Der Besucher atmete tief durch und lauschte wie in ein Gebet versunken den Geräuschen der Natur. Das an- und abschwellende Zirpen der Grillen, das Tschilpen von Finken, Schreie von Krähen und dann das Brummen einer metallisch blaugrün schimmernden Schmeißfliege, die den Kopf des im Sand Liegenden umkreiste.

Schließlich ging er näher an den Getroffenen heran und beugte sich über ihn. Er hörte ein Stöhnen, in das sich undeutlich Worte zu mischen schienen, und drehte ihn auf den Rücken.

2.

Der Sterbende schlug die Augen auf und begegnete noch einmal dem Blick seines Mörders. Dann glitt sein Kopf zur Seite und die zuneh-

mend undeutlicher werdende Wahrnehmung verlor sich in der feinkörnigen, hellen Fläche seines Gartens wie in einer weit gestreckten Wüste. Alles darin war flüchtige Gestaltung, in der er zu Wellen aufgeworfene Dünen erkannte, die sich bis zum Horizont hin wanden. Auf ihrem Kamm zeichneten Wind und Hitze sich verwirbelnde, schlängelnde Erscheinungen. Auf der dem Wind abgewandten Flanke floss der Sand in lang gezogenen Rinnsalen herunter. Er öffnete seinen Mund, und da er es nicht mehr zustande brachte, dachte ein Lächeln.

In bildhafter Klarheit zog ein letztes Mal seine große Entdeckung herauf. Am Anfang stand ein Prinzip unbekannter Herkunft, einheitlich stark in seiner Art, ohne Schwäche und Makel, reine Kraft, die sich entfaltete. Er durchlebte alle Phasen ihres Wirkens, bis am Ende der Impuls in seinen Formungen verschwunden war und von einer Hülle umkleidet wurde wie Samen von einer Fruchtkapsel. Endlich, dabei aber unbegrenzt – von diesem Gegensatz hatte er sich nie eine andere Vorstellung bilden können als die einer rotierenden Kugel, auf deren Oberfläche die Holzlokomotive seiner Kindheit ebenso Platz fand wie die Armspange des Achilles, aber auch das Lachen Alexander des Großen beim Anblick von Amun-Re und der Abwurf von Little Boy über Hiroshima. Und natürlich auch sein Tod, der jetzt wie flutendes Licht auf ihn herabkam.

– Wenn der Schein von tausend Sonnen plötzlich am Himmel hervorbräche, wäre es gleich dem Glanze dieses Herrlichen ...

In ihm war alles aufgehoben, das Ende, aber auch jeder Anfang. Er begegnete dem Unergründlichen.

– Wer bist du, Fürchterlichgestaltiger?

Dann brach der Totgeweihte ab.

3.

Sein Widersacher ging so nah an ihn heran, dass er ihm ins Ohr flüstern konnte.

– Der Tod bin ich, Erschütterer der Welten.

Er richtete sich auf, setzte erneut seine Waffe an, hielt auf den Hinterkopf und drückte ab. Ein Zucken fuhr durch den Leib. Ohne den Blick von dem starr werdenden Körper abzuwenden, schraubte er den Schalldämpfer vom Lauf der Pistole, wickelte sie in ein Tuch und verstaute sie in dem Futteral.

Schließlich ging er zum Haus. Die Tür stand offen. Drinnen verschaffte er sich einen groben Überblick. Kurz danach ahnte er schon, dass er nichts finden würde. Die Einrichtung war karg, hier lebte ein Eremit. Durch die offene Tür sah er den Toten im Sand. Er lag reglos und doch so, als würde er ihn beobachten.

Schubladen und Schränke waren unverschlossen. Ohne Hast suchte er das Mobiliar ab. Er prüfte Matratzen, Kissen und Teppiche, er visitierte Taschen, Dosen und Schachteln. Dann setzte er eine Brille auf, an deren Gestell eine Doppellupe geklippt war, kroch auf allen vieren durch die Räume und durchforschte Bohlen und Holzverschalungen. Er klopfte und horchte, um dem Haus Hohlräume abzulauschen, eine lange Nadel, die er bei sich hatte, setzte er wie eine Sonde ein, um Dahinterliegendes zu ergründen. Schließlich fügte er sich der Erkenntnis, dass seine Hoffnungen vergeblich gewesen waren.

Er trat aus dem Haus. Auf dem Hinterkopf des Toten hatten sich Schmeißfliegen niedergelassen. Aus der Entfernung sah ihr Gewimmel wie eine blaugrüne Membran aus, die sich hob und senkte. Sorgenvoll blickte er nach oben. Eine Schar Krähen kreiste krächzend über dem Haus, zerstob dann und ließ sich in den nahen Bäumen nieder. Kurz entschlossen packte er den am Haus lehrenden Spaten und begrub den Toten im Sand. Er glättete den aufgeworfenen Hau-

fen und zeichnete mit der Schaufelspitze zwei übereinanderliegende Dreiecke.

Die Sonne war hinter den Bäumen verschwunden.

4.

Führungen durch Schloss Ottenrain brauchte an einem Badesonntag wie heute niemand, es sei denn mein Chef, der Hausherr.

– Vielleicht gibt es ein Gewitter, meinte Leo. Und dann haben wir volles Haus.

Ich warf einen Blick auf den wolkenlosen Himmel und zuckte die Achseln.

– Möglich, erwiderte ich, um ihn nicht vollends zu enttäuschen.

Bei Regen war die Gaststube unten in der Wirtschaft stets brechend voll, wer keinen Platz mehr fand, drängte herauf und machte, um trocken zu bleiben, eine Führung. Aber danach sah es leider nicht aus. Trotzdem ging ich regelmäßig zum Kassenhäuschen am Eingang hinunter, setzte mich hinein und wartete. Für eine Führung sollten wenigstens zehn Personen zusammenkommen. Gegen Mittag spazierten vier alte Damen den Schlossberg herauf. Ihre Liebe zum Adel trotzte jedem Wetter. Auf dem grob gepflasterten Vorplatz hakten sie sich paarweise unter. Am Eingang löste sich eine aus der Gruppe und kam zur Kasse. Durch das ovale Sprechfensterchen lächelte sie zu mir herein.

– Vier Erwachsene, sagte sie unter dem Gekicher ihrer Gefährtinnen. Mit Führung.

Sicher hatten sie das Schild bemerkt, demzufolge nur größere Gruppen durch das Schloss geführt werden konnten. In ihrer angelegten Stimmung machten sie aus ihrem Alter ein Privileg, das ihnen gestattete, Hindernisse zu übersehen. Und ich brachte es nicht übers Herz, sie wegzuschicken.

Ich verschloss das Kassenhäuschen und ging voraus.

– Und wenn wir ihm begegnen, wie sprechen wir ihn an?

– Sagen Sie einfach Herr Baron zu ihm. Sein korrekter Name ist Leopold Freiherr von Rothenberg.

Die Damen lachten höflich, und ich schleuste sie durch die Räume. Dass Leos Großvater eine Bartholdy-Wildenhain geehelicht hatte, wussten sie aus einschlägiger Lektüre. Vor allem das Schlafzimmer mit Himmelbett, die atlasblaue Wäsche und der Wandschrank der Baronin entzückten sie. Beseelt spazierten sie anschließend zur Schlosswirtschaft hinunter.

Bis in den Nachmittag hinein war Langeweile. Ich verlegte meinen Platz nach draußen in den Hof. Aus dem mit massiven Steinen umfassten Brunnen drang auch im Sommer von tief unten eine angenehme Kühle herauf, dazu spendete der alte Lindenbaum ausreichend Schatten. Ich hatte dort einen runden Tisch aufgestellt und eine Tischdecke aufgelegt. Richard Eulmann, mein Vorgänger, pflegte mich sonntags zu besuchen. Er wohnte in einem am Waldrand gelegenen Haus außerhalb von Ottenrain, das früher einmal als Jagdhütte gedient hatte. Am Sonntagnachmittag unternahm er regelmäßig einen längeren Spaziergang, der ihn zu mir führte. Wir tranken dann Tee zusammen.

Von diesem Platz aus hatte ich alles im Blick, konnte ungestört rauchen und meine Gedanken schweifen lassen, allerdings wäre mir mehr Betrieb lieber gewesen. Wenigstens so viel, dass wir meine Personalkosten wieder hereinbekamen. Es deprimierte mich, wenn Leo mit seinen schütterten blonden Haaren, je nach Jahreszeit in Leinen oder abgewetztem Cord aus seinem Herrenhaus geschlurft kam. Seinen hängenden Schultern sah ich an, was das Thema war: Geld! Freilich hatten wir Einnahmen aus Forstwirtschaft und Verpachtung, aber ein so weitläufiges, jahrhundertealtes Gemäuer war ein riesiges Sparschwein. Es musste dauernd gefüttert werden.

Warum sollten auch beim Entwurf und Bau eines solchen Schlosses immer nur Meister ihres Fachs unterwegs gewesen sein? Unser Barockschloss verfügte über einen Konzertsaal, der für nahezu zweihundert Personen ausgelegt war. Rechnete man allerdings Bestuhlung und alle sonstigen benötigten Anlagen hinzu, so würde bei einer Auslastung von etwa achtzig Besuchern der Boden durchbrechen. Mit anderen Worten: Wir hatten eine perfekte Lokalität für Konzerte, konnten sie aber nicht nutzen. Es sei denn, wir hätten den Boden komplett erneuert. Und dazu brauchte man Geld.

Bei unserer regelmäßigen kleinen Lagebesprechung, die wir meist freitags abhielten, hatte Leo wieder einmal gefragt, ob nicht die Gutsverwaltung Ideen hätte, zusätzliche Einnahmequellen zu erschließen. Mit Gutsverwaltung war ich gemeint. An Titeln mangelte es in einer adeligen Umgebung nie, aber genauso gut konnte er fragen, ob der Gärtner oder der Nachtwächter einen zündenden Einfall zu präsentieren habe. Auch damit wäre ich gemeint gewesen. Ich machte alles, was so anfiel.

– Hast du schon mal über Merchandising nachgedacht?

Leo legte bei seiner Frage den Kopf schief.

– Kaffeetassen? T-Shirts?

Er zuckte die Achseln.

– Was eben so geht.

Ich wünschte mir in solchen Momenten, wenigstens einer von uns wäre der mit allen Wassern gewaschene Verkäufer.

– Weißt du, Leo, um Merchandising zu machen, müsste man eine Marke haben, die die Leute interessiert. Wer kennt schon Schloss Ottenrain?

Ein schmerzvoller Zug ging über Leos Gesicht.

– Wir haben jetzt die Medaillons, die Postkarten und die Schneekugeln im Verkauf. Es würde mich wundern, wenn wir die Produktionskosten schon wieder drin hätten.

Leos Augen wurden wässrig.

– Bringt nichts, wie?

Ich nickte. Dann tranken wir unseren Kaffee aus, redeten noch über diese oder jene Ausbesserungsarbeit.

– Du machst das schon!

Leo klopfte mir zum Abschied auf die Schulter.

– Klar, sagte ich, ich mach das schon!

– Noch was!

Leo wandte sich in der Tür noch einmal um.

– Vor der Mauer da unten beim Wassergraben wuchert das Unkraut. Könnte man da nicht mal mit der Sense ran?

Ich musterte ihn besorgt. Aber seine Miene blieb arglos. Das Unkraut, von dem Leo sprach, war meine kleine Hanfplantage. *Silver Haze*, ideal platziert und inzwischen schon so reif, dass die Pflanzen intensiv rochen. Allerdings wagte sich kaum einer zum Wassergraben hinunter.

– Ich sehe zu, was sich machen lässt.

Leo nickte mir zu und verschwand.

5.

Komischer Tag, dieser Sonntag heute! Waren das Langeweile und Einsamkeit? Das Warten? Irgendwo im Solarplexus vibrierte ein Nervenfaden, von dem eine flatterige Unruhe ausging. Ich löste eine Magnesiumtablette in Wasser auf und trank das Glas auf einen Zug aus. Neulich hatte ich ähnliche Zustände gehabt. Belanglose Sätze bedrängten mich wie Druckwellen. Manchmal waren Dehydrierung und Wassermangel für solche Zustände verantwortlich. Weit draußen meinte ich einen Hund heulen zu hören, ein Schwarm aufgeregt krächzender Krähen flog über das Dach. Ich fühlte mich in schwarze Schwermut getunkt. Sogar Eulmann schien sich heute verspäten

zu wollen. Die Ruhe, die von ihm ausging, rückte viele Sorgen und Nöte zurecht. Früher hatte ich seine Wortkargheit als abweisend empfunden. Inzwischen spürte ich aus seiner Lakonie einen stoischen Humor heraus.

Dankbar für jede Abwechslung registrierte ich, dass eine junge Frau hereinflaniert kam. Ich nahm meinen Platz im Kassenhäuschen wieder ein. Sie lächelte zu mir her, warf einen Blick in den Empfangssaal und lugte durch das Hoftor. Als sie mir den Rücken zuwendete, musterte ich sie. Sehr ansehnlich. Sie wiegte die Hüften, wenn sie einen Fuß vor den anderen setzte. Sobald sie mich im Blick hatte, beschäftigte ich mich mit unseren Eintrittskarten. Geschäftsmäßig rieb ich mit Daumen und Zeigefinger das blaue, dicke, fast filzige Papier der Billetts. Schließlich kam die junge Frau ans Kassenhäuschen und fragte, ob sie das Schloss besichtigen könnte.

– Führungen sind leider erst ab zehn Personen möglich, sagte ich. Aber wenn Sie sich die völkerkundliche Sammlung ansehen möchten?

Ich reichte ihr ein Faltblatt hinaus, und sie schaute es durch. Schließlich löste sie eine Eintrittskarte, und ich begleitete sie in den ersten Stock hinauf. Dort im ehemaligen Empfangssaal, in dem die Rothenbergs auch ihre Feste gefeiert hatten, war die Sammlung untergebracht.

– Aber ein paar Informationen dazu könnten Sie mir vielleicht trotzdem geben?

6.

Um interessante Hinweise für Besucher war ich nicht verlegen. Die Einschätzung unserer Sammlung allerdings behielt ich für mich. Unsere Exponate als völkerkundlich zu bezeichnen, klang gut. Kuriositätenkabinett wäre zutreffender gewesen. Bei uns war von allem et-

was und meist nicht das Repräsentative geboten. Hubertus von Rothenberg hatte vor fast zweihundert Jahren von einem Hamburger Kaufmann die Abdeckung eines ägyptischen Mumienstreifens erworben. Dies markierte den Beginn einer familiären Tradition, möglichst exotische Teile zu beschaffen, als Erinnerungsstücke von Reisen, als Trophäen von kolonialen Abenteuern oder durch Ankauf auf Versteigerungen. Leos Vater Ignaz, ein zivil gesinnter, bodenständiger Mann, dem das militärische Engagement seiner Vorfahren ein Gräuelfeld war, hatte die Frage aufgeworfen, was man mit dem angesammelten Plunder anfangen sollte. Vor allem wohin damit? Das neue Herrenhaus war weder zweckmäßig noch gemütlich eingerichtet, sondern museal. Empfangsraum, Salon und Kaminzimmer boten kaum mehr ein Stück freie Wand. Ignaz' größter Wunsch war eine Bibliothek.

Richard Eulmann hatte sich schließlich darangemacht, die Stücke zu katalogisieren und sie im Festsaal des Schlosses als völkerkundliche Sammlung zu zeigen. Nicht dass er von Haus aus ethnologisch versiert gewesen wäre, aber er widmete sich dieser Aufgabe mit Eifer und bewies ein gutes Gespür bei der Präsentation der Stücke. Als er mich damals einstellte, waren zwei Schrumpfköpfe, die Veit von Rothenberg als Trophäen von Amazonasindianern mitgebracht hatte, die Glanzlichter der Ausstellung. Tatsächlich hatte Veit sie in Ripley's Gallery an der Lower Eastside erworben. Vor dieser Vitrine vor allem sammelten sich Besucher. Schrumpfkopfgucken und sich dem leichten Gruseln auszusetzen brachte einige Leute dazu, einen Abstecher nach Schloss Ottenrain zu machen. Anschließend ging man in die Schloss-Schänke, die sich mit ihrer deftigen Küche und den reichlichen Portionen einen Namen gemacht hatte.

Ein besonderes Verhältnis zu unseren Exponaten hatte ich bis dahin nie. Ich kümmerte mich um sie wie um sperrige Antiquitäten. Eines Tages jedoch holte mich Eulmann in sein Büro. Nächste Woche

sei Freinacht, sagte er. Er halte es für klug, Wache zu halten. Die Ausstellung sei bereits einmal Ziel eines derben Scherzes geworden.

Von acht bis ein Uhr war mir die Aufsicht übertragen worden. Nach dem Abendessen machte ich noch einen Spaziergang und rauchte einen Joint. Anschließend ging ich zum Schloss hinauf und richtete mich in der Nische oben im ersten Stock vor dem Eingang zur Ausstellung ein. In der kalten Jahreszeit betrieben wir dort ein provisorisches Kassenhäuschen, um nicht die zugige, kaum heizbare Pförtnerloge unten am Hauptportal benutzen zu müssen. Die Nächte im April waren noch empfindlich kühl. Mit zwei Decken, einem Buch und einer Thermoskanne Kaffee machte ich es mir bequem. Um die Sammlung nicht dem prallen Tageslicht auszusetzen, hatten wir die großen Fenster mit Holzblenden abgedichtet. Die Vitrinen und Schaukästen wurden von innen beleuchtet, und durch die Lichtinseln entstand in dem abgedunkelten Raum eine leicht geheimnisvolle Atmosphäre, die unsere Besucher für die Wunder fremder Länder und Kulturen aufnahmefähig machte. Die Beleuchtung allerdings war bereits abgeschaltet, nur einige kleine Fenster direkt unter der Decke spendeten noch Licht. Von dort oben herab drangen die letzten Sonnenstrahlen und illuminierten die Stücke auf der gegenüberliegenden Seite. Ein klar umrissener, zum Trapez verzogener Lichtausschnitt fiel auf den reisenden Mönch, eine tibetische Malerei auf Seide, die in Tusche und Farbe ausgeführt war. Der Mönch trug eine Fahne vor sich her und hielt ein Bündel Sutras geschultert. Begleitet wurde er von einem Tiger. Die fehlenden Teile waren durch neutrale Naturseide ergänzt worden. Die harten Schattenlinien des Fensterkreuzes zerschlitzten das Bild in vier Teile.

Ich war fasziniert und spürte eine gesteigerte Aufnahmefähigkeit für das, was da vor sich ging. Alles verlangsamte sich. Die Minuten sprudelten nicht mehr, vielmehr verdickte sich die Zeit und floss so gemächlich wie Honig an einem Löffel herunter. Diese Vorstellung

machte mir unheimlich Lust auf etwas Süßes, ich durchsuchte die Schubladen der Kassentheke, fand aber nur scharfe Pfefferminzbonbons.

Nun kroch der Lichtausschnitt zu dem chinesischen Steinguttopf mit Drachenhenkeln. Dort zerstreuten sich die Sonnenstrahlen und die scharfen Konturen verschwammen im Bläulichen. Die grünen Mosaiksteine der Maske des Quetzalcoatl begannen zu schimmern, die holzgeschnitzten weißen Zähne traten hell hervor und die aufgesteckten Federn bekamen irisierenden Glanz. Der bronzene Buddha erstrahlte, im matten Weiß der reich verzierten Muscheltrompete spiegelte sich warmes Licht und der Jadephönix aus China nahm die Gestalt eines gekrönten Hahns an. Schließlich erahnte man noch die Abbildung der schwarzen Todesgöttin Kali auf einem Buchdeckel, dessen Silberbeschläge das letzte Licht einfingen, und in den erdigen Farbtönen des Mumiendeckels, der den Sarg eines unbekanntenen Schreibers verschlossen gehalten hatte, reflektierte sich noch ein schwaches Glühen. Daraufhin kippte alles in dämmriges Grau. Die polynesische Holzbüste eines fremden Gottes starrte mich mit ihren weit aufgerissenen, weiß umrandeten Augen an, das geöffnete, nach unten gezogene Maul begann zu klaffen. Die sich auflösenden Konturen verzerrten die große schildförmige afrikanische Tanzmaske, blutrot, schwarz und weiß bemalt, zu einer bösen Fratze.

Mir war, als hätte ich bei allen unseren Ausstellungsstücken die Parade abgenommen, um sie in die Nacht zu verabschieden. Ich schaute auf die Uhr. Viertel nach neun. Erst jetzt schaltete ich das Lämpchen in der Nische an. Mehr als eine Stunde hatte ich mich von einem Schauspiel in Bann ziehen lassen, das dort drüben offenbar täglich ablief. Ich kannte den Raum bei Tag, war an die Anwesenheit von Besuchern gewöhnt und immer nur auf meine Aufgaben und die technischen Abläufe konzentriert. Hatte sich jemand ohne Eintrittskarte eingeschlichen, musste das Vitrinenglas gesäubert werden, trat

jemand unseren wertvollen Stücken zu nahe? Abends wurden die Lichter gelöscht und die Tür geschlossen. Aber nun war in die toten, von mir so abgerückten Gegenstände ein Eigenleben gefahren, das ich noch nie zuvor wahrgenommen hatte. Fast jedes Stück war ein Kultgegenstand, hatte Segen oder Fluch gebracht und begann seine Aura abzustrahlen, als die museale Beschränkung aufgehoben war.

Ich hatte gar nicht bedacht, dass ich in dieser sonst so vertrauten Umgebung in so merkwürdige Zustände geraten könnte. Um mich wieder auf Alltagstüchtigkeit herunterzubringen, goss ich mir einen Kaffee ein und las in meinem Buch. Aus Eulmanns Büro hatte ich unverfängliche Fachlektüre mitgebracht. Die Geschichte der archäologischen Grabungen im Tal der Pharaonen. Gelangweilt von der Darstellung wissenschaftlicher Methoden in der Archäologie, aber fasziniert von Fotos und Schemazeichnungen der Pyramiden und Gräber, blätterte ich in dem voluminösen Band.

Irritiert unterbrach ich und stand auf, als ich Pochgeräusche aus dem Saal hörte. Ich versuchte mich nach Gehör zu orientieren, bis ich an eine der großen Wasserleitungen geriet, von der das Geräusch herzurühren schien. Beruhigt ging ich in meine Nische zurück und las weiter.

Trotz der wohlmeinenden Texte fiel es mir schwer, in den Heroen der archäologischen Grabungen, denen wir die großen Funde verdanken, mehr zu sehen als Abenteurer, die, wenn nicht durch die Gier nach Reichtum, so doch durch die nach Anerkennung getrieben, jahrtausendealte Monumente entweihten und Grabstätten aufbrachen, um möglichst viel davon als Beute in ihre Heimat schaffen zu können. Für mich waren sie Plünderer, die im Namen der Wissenschaft in verbotene Bezirke eingedrungen waren.

Doch immer wieder lauschte ich auf das Pochen, das nun an- und abzuschwellen schien, und versuchte drüben in dem dunklen Raum etwas auszumachen. Ich dachte daran, einen großen Rundgang zu

unternehmen, wie Eulmann das vorgeschlagen hatte. Schon einige Meter hinter der Schwelle wusste ich, dass ich es nicht fertigbringen würde. Unsichtbare Tentakel tasteten mich ab. Auf meine Brust legte sich ein Druck, der mich kurzatmig werden ließ. Ich gab mir einen Ruck und strengte mich an, nur das wirklich Wahrnehmbare an mich heranzulassen. Nur das Sichtbare, nur Geräusche! Warum hatte ich nicht daran gedacht, eine Taschenlampe mitzunehmen? Der scharfe, unbeteiligte Blick, den ich mir verordnen wollte, war verlorene Liebesmüh, denn der Saal blieb in undurchdringliches Grauschwarz getaucht, aus dem mein überreiztes Hirn wie aus wogendem Plasma immer neue Gestalten formte. Achtete ich nur auf Geräusche, nahm ich ein Rascheln, Schlurfen und beständiges Ticken wahr. Solche Geräusche verschwanden genauso rasch, wie sie gekommen waren, wenn ich glaubte, sie orten zu können. Endlich gestand ich mir meine vollständige Hilflosigkeit ein. Ich konnte aus mir keinen Helden herauszwingen. Etwas saß mir im Nacken, eine namenlose Angst wie in Erwartung eines Hiebs, und so entfernte ich mich langsam Schritt für Schritt rückwärts aus dem Raum.

Ich setzte mich wieder in die Loge, goss den restlichen Kaffee ein und schämte mich. Wie hatte ich als Kind meine Mutter angebetelt, mich bei Dunkelheit nicht mehr in den lichtlosen Schuppen zu schicken, um Holz und Kohlen zu holen! Solche Ängste konnte ich auch als Erwachsener nicht abschütteln.

Um mich abzulenken, kehrte ich zu meinem Buch zurück. In einer Art von Zwang stieß ich rasch auf einen Abschnitt, der sich dem sogenannten Fluch des Pharaos widmete. Wie von einer Viper gebissen klappte ich das Buch zu. Nun war der Damm gebrochen. Ich wusste, dass ich, um mich zu schützen, dieses Kapitel keinesfalls lesen durfte. Zittrig hüllte ich mich in meine Decken und versuchte etwas Helles, Tagklares und Warmes zu denken. Den Hochstädter See im glitzernden Sommerlicht, das Lachen der jungen Frauen, die Gänse-

haut auf ihren braunen Schenkeln, wenn sie aus dem Wasser stiegen, die Fangspiele der Kinder. Aber nichts half mir wirklich weiter.

Also hob ich vorsichtig den Blick und versuchte mich endlich dem zu stellen, was dort drüben stattfand: eine Versammlung von Dämonen, die nachts ihre Unterwerfung unter die Herrschaft der fremden Ordnung abschüttelten, eine Zusammenkunft von Geistern, die alte Rituale aufleben ließen und die dazu die gesamte Örtlichkeit in Besitz genommen hatten. Und der Saal fügte sich, als sei die Behausung von Schattenwesen schon immer seine Bestimmung gewesen. Alle Nippesfantasien von Rokokodamen und galanten Herren, die ich bei Führungen zitierte und nach denen hier gut gelaunte Herrschaften schöne Tanzfiguren aufs Parkett zirkelten, verschwanden. Dieses Gemäuer hatte Jahrhunderte gesehen und ihr Leid, ihr Unglück und ihren Schmerz aufgesogen. In jedem Stein ruhte eine Geschichte.

Solche wilden Vorstellungen verwirbelten sich in meinem Kopf.

Als dann unten jäh und laut die Riegel der großen Tür aufgeschlagen wurden, stockten mir Herz und Atmung. Eulmann kam die Treppe herauf, um mich abzulösen.

- War was, fragte er und prüfte meinen Gesichtsausdruck.
- Alles bestens. Keine besonderen Vorkommnisse.

Ich vermied, ihm ins Gesicht zu sehen. Der ausgestandene Schrecken war mir anzumerken. Mit gesenktem Kopf raffte ich Decke, Thermoskanne und Buch zusammen. Aus den Augenwinkeln meinte ich ein Lächeln in Eulmanns schmalem Gesicht zu bemerken. Ich sagte, ich sei hundemüde und müsse mich gleich hinlegen. Er ließ mich wortlos gewähren und klopfte mir nur zum Abschied auf die Schulter.

Erlöst schloss ich das große Tor hinter mir und trat ins Freie. Die frische Luft tat gut. Ich durchquerte den Ziergarten, den wir neben der Kapelle kultiviert hatten. Wir nannten ihn für unsere Besucher

Prälatengarten, um das Anheimelnde der Anlage hervorzuheben. Jeder Strauch und jedes Pflänzchen waren mir vertraut, ich atmete durch und fühlte mich erleichtert und frei. Meine Ängste kamen mir nun vollends unangemessen und kindisch vor.

Endlich erreichte ich das Gutshaus. Dort hatte ich im Obergeschoss eine Wohnung, die eigentlich dem Gutsverwalter zustand. Nach Eulmanns Auszug war sie mir zugefallen. Leise stieg ich die Treppen nach oben. Die alten Bohlen knarrten. Miras kleine Wohnung befand sich im ersten Stock. Sie führte den Rothenbergs den Haushalt. Vor ihrer Tür blieb ich stehen und lauschte. Man hörte ihre regelmäßigen Atemzüge. Sacht drückte ich die Klinke. Wenn Mira nicht abspernte, durfte ich zu ihr. Ich schlich hinein, zog mich aus und schlief sofort ein.

7.

Solche Erlebnisse hatten mein Verhältnis zu unserer Sammlung geprägt, Besuchern war das nicht zu vermitteln. Ich gab der jungen Frau daher einige Hinweise zum Sargdeckel des Mumienstreins und zur polynesischen Holzbüste und ließ sie dann alleine durch die Ausstellung streifen. Währenddessen ging ich hinüber zum Südbalkon. Von dort hatte man einen Ausblick auf den Wanderweg, der zum Schloss führte. Aber von Eulmann war immer noch nichts zu sehen.

Die Prognosen bei meiner Anstellung damals waren ziemlich schlecht gewesen. Mit so einem wie Eulmann könne man nur schwer auskommen. Er sei unzugänglich. Überraschenderweise klappte es mit uns von Anfang an sehr gut. Vielleicht weil er mich selbst für die Stelle ausgesucht hatte und sich mit seiner Wahl nicht blamieren wollte. Bei mir hatte es nicht zu einem Studium gereicht. Zu wenig Biss. Dass aus mir dann der Großhausmeister der Rothenbergschen